

psychosozial

Herausgegeben von Hellmut Becker †, Berlin; Dieter Beckmann †, Gießen; Iring Fetscher, Frankfurt; Hannes Friedrich, Göttingen; Albrecht Köhl, Gießen; Annegret Overbeck, Frankfurt; Horst-Eberhard Richter †, Gießen; Hans Strotzka †, Wien; Ambros Uchtenhagen, Zürich; Eberhard Ulich, Zürich; Jürg Willi, Zürich; Hans-Jürgen Wirth, Gießen; Jürgen Zimmer, Berlin

ISSN 0171-3434 • 36. Jahrgang • Nr. 134 • 2013 • Heft IV



134

Schwerpunktthema:

Die pränatale Dimension in der psychosomatischen Medizin

Herausgegeben von Ludwig Janus

Ulrich Sollmann

**Das Lehren mit den Worten ist nicht so gut
wie das Lehren mit dem Leib**
Als Körperpsychotherapeut unterwegs in China

psychosozial Nr. 134 (IV/2013), S. 119–135

Sonderdruck für Ulrich Sollmann

© Psychosozial-Verlag, Gießen 2013

Dieser Text ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, bleiben vorbehalten. Kein Teil dieses Textes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Das Lehren mit den Worten ist nicht so gut wie das Lehren mit dem Leib

Als Körperpsychotherapeut unterwegs in China

Ulrich Sollmann

Als ich mich im Frühjahr auf meinen ersten Besuch in Beijing vorbereitete, bat mich Hans-Jürgen Wirth einige meiner Eindrücke in Form eines Reiseberichts zusammenzufassen. Da ich bislang einen solchen Bericht noch nie für einen Kollegenkreis geschrieben hatte, betrete ich in vielerlei Hinsicht Neuland.

Beijing war Neuland. Die körperpsychotherapeutische Arbeit mit Chinesen war Neuland. Und dieser Reisebericht ist Neuland. Die chinesische Redewendung »Das Lehren mit den Worten ist nicht so gut wie das Lehren mit dem Leib« (yánjiào bù rù shēnjiào) hingegen ist mir vertrauter (Linck 2011).

Als Mitglied der Deutsch-Chinesischen Akademie für Psychotherapie (DCAP) wurde ich von der Chinesischen Gesellschaft für Psychologie, ähnlich dem Bund Deutscher Psychologen (BDP), zu einem ihrer Fachkongresse eingeladen. Einerseits sollte ich etwas zur Organisation von (Körper-)Psychotherapie in Deutschland erzählen, andererseits Einblicke in das Thema »Körpersprache und nonverbale Kommunikation« in Form eines Workshops ermöglichen. Da die Initiative für die Einladung über Dr. Fang Xin vom Mental Health Bereich der Peking University (Beida) ausging, wurde ich auch dort gebeten, dem Mitarbeiterkreis meine Arbeitsweise exemplarisch vorzustellen.

Meine Reise nach Beijing hat mir die Menschen dort näher gebracht. Hierdurch gewann ich erste Eindrücke in die chinesische Gesellschaft und Kultur »vor Ort«. Ich möchte aber an dieser Stelle betonen, dass ich in Beijing war und »nicht« in China.

Anfangs dachte ich, alles würde ganz einfach laufen: Einladung zum Kongress, Auswahl der Reisedaten, Einbau von touristischen »Puffer-

tagen« sowie Austausch mit China-erfahrenen Kollegen und Freunden. Doch es sollte ganz anders kommen als erwartet. Letztendlich war die Vorbereitungszeit ein Potpourri von Ideen, Planungen, Überraschungen, Zweifeln, widerkehrender Neugier, Ernüchterungen und nie enden wollendem Entdeckerwillen, mir diese Chance nicht entgehen zu lassen. Insoweit erwischte mich bereits im Frühjahr ein erster kultureller Echo-Effekt.

Aus heutiger Sicht ist mir klar, dass ich mich sozusagen virtuell schon auf meiner Reise nach China befand. Erlag ich doch einer, wie ich heute finde, nicht mehr zu missenden perspektivischen Unordnung, die mir eine China-Erfahrung ermöglichte, ohne zuvor in China gewesen zu sein. Vom Ergebnis her gesehen klappte alles schließlich so wie anfangs geplant.

Letztendlich absolvierte ich meine beiden Aufgaben auf dem Kongress, besuchte die KollegInnen von Fang Xin an der Peking University und nutzte die über Tage dauernden, intensiver werdenden Gespräche, während wir die Stadt durchwanderten, zusammen mit meiner chinesischen Kollegin Huijing Chen, um mich einfach in diesen neu, fremd und verlockend schmeckenden, riechenden und anmutenden Erfahrungsraum fallen zu lassen. Hierdurch erlebten wir uns zunehmend als Alltagsethnologen. Ebenso erging es mir mit einem chinesischen Kollegen Zhang Ming, der mich gewinnen wollte, um am Aufbau einer körperpsychotherapeutischen Weiterbildung für Chinesen mitzuwirken. Und last, but not least, führte ich mein erstes Business-Gespräch mit dem Geschäftsführer eines chinesischen Beratungsunternehmens aus Shanghai, um die möglichen Inhalte und Bedingungen einer

Zusammenarbeit auszuloten. Allein das Nachzeichnen dieses Geschäftskontakts wäre eine eigene Arbeit wert.

Zwischendurch begab ich mich, sobald es die Zeit zuließ, zu Fuß durch die Altstadt von Beijing, durch die alten Wohnviertel (Hutongs), um einen Eindruck von den historischen Stätten zu bekommen, um aber vor allem zu sehen, wie Tradition, Alltag und Moderne aufeinander einwirken. Der obligatorische Besuch der Chinesischen Mauer durfte natürlich nicht fehlen.

Eine Tour d'Horizon

Im Abschnitt »Die Idee reift« werde ich den Hintergrund meines Interesses an China und an der Arbeit als Körperpsychotherapeut im interkulturellen Kontext skizzieren. Ebenso szenisch einige zentrale Erfahrungen spiegeln, die mich bereits in Bochum mit dem Einfluss der chinesischen Kultur anfreunden ließen – natürlich verbunden mit den nötigen »Berührungsschmerzen«.

Im Abschnitt »Reisevorbereitungen – Organisation als »China-Erfahrung« möchte ich das Zusammenspiel von einem eher durch die deutsche Kultur geprägten Wunsch, Dinge »gut« zu organisieren, mit dem chinesischen Pendant beschreiben. In diesem Zusammenspiel wurde ich direkt, gelegentlich subtil, schließlich unmissverständlich mit dem Beziehungselement, das ich einfach einmal chinesisches »Chaos« nennen möchte, vertraut. Dieses ließ mich manchmal wirklich verzweifeln.

Im Abschnitt »Zu Fuß in Alt-Beijing« werde ich Eindrücke, die ich während meiner tagelangen Spaziergänge in Beijing (Altstadt) gewonnen habe, schildern. Ich wollte sehen, wie die Menschen leben, miteinander umgehen, wie sie kochen, wie sie tanzen, wie die Kinder spielen und natürlich wie sie auf mich als »Langnase« reagieren würden. Nicht selten habe ich mich dabei als »Kurzzeit-Ethnologe« erlebt. Ich werde also einige der Eindrücke, die ich gewonnen habe, hieraus resultierende Fragen und allgemeine Überlegen erörtern. Dieser Begegnungsprozess mit einer fremden Kultur erinnert mich stark an das hermeneutische Verstehen

als Möglichkeit, den Sinnzusammenhang eines mir fremden Erfahrungsraums zu erfassen, um dann, wie auch immer, entsprechend handeln zu können.

Als Körperpsychotherapeut war ich natürlich auch neugierig und gespannt auf meine »eher atmosphärische eigene Körpererfahrung« vor Ort. Wie würde es mir ergehen? Was wären körperlich-sinnlich wahrnehmbare Beobachtungen, Erlebnisse, Empfindungen, Reaktionen und Eindrücke? Im Abschnitt »Hermeneutische Körpererfahrung« geht es mir um die Beschreibung und das Verstehen solcher »Körper-Szenen«.

Dies alles findet natürlich in konkreten Situationen in einer konkreten Gesellschaft statt. Daher scheint es mir im Abschnitt »Zufällige Facetten von Körper und Kontext« wichtig zu sein, einige für mich erfahrbare, sowie schlussfolgernde Dimensionen aufzuzeigen. Gerade hierdurch bin ich auf *für mich* wichtige neue Fragen und Eindrücke gestoßen.

Die Idee reift

Wie so oft weiß man später nicht mehr, wie alles angefangen hat. Das macht auch nichts. Immer schon hatte ich ein Interesse an Asien, an den Menschen, an der Kultur, am Essen, an den Gerüchen, an der üppigen Natur. Drei Monate Indonesien ermöglichten mir bereits 1979 erste Einblicke in die kulturelle Vielfalt der Menschen in dem Inselstaat. Dörfliche Gebräuche, deutlich unterscheidbare Totenkulte, verschiedene Religionen und Auswirkungen der Natur auf den Menschen.

Drei Monate mit dem PKW über Land nach Südindien und Nepal hatten mir bereits 1976 unmissverständlich vor Augen geführt, wie unwissend und arrogant man sein kann, wenn man seine eigenen Vorstellungen »einfach so« auf eine andere Kultur »anwendet«. Damals, noch im Geiste der 68er-Bewegung unterwegs, meinte ich über die gesellschaftlichen und politischen Probleme in Indien Bescheid zu wissen, musste mich dann aber eines Anderen belehren lassen, als mir Inder in ihrer manchmal so einfachen, freundlichen, lächelnden Art

zu verstehen gaben, dass ich wohl mit meiner politischen Einschätzung im Prinzip Recht hätte, man sich aber in Südindien (zumindest damals) Gedanken machen würde, wie man die Mangobäume wässern könne, sodass die Ernte sicher und gut wird.

Bezogen auf konkretes Verhalten im Alltag führte mir ein spezielles Erlebnis gnadenlos vor Augen, dass, auch wenn man über etwas Bescheid weiß, auch wenn man sich in ein und derselben Sprache verständigt, kulturelle Unterschiede, die selbstverständlich mit unterschiedlichen kulturellen Erfahrungen verknüpft sind, nicht unbedingt dazu führen, dass man auch tun kann, was man tun sollte bzw. was der andere von einem will. Hier ein Beispiel: In einem Dorf in der Nähe von Madras (Südindien) wollte ich einmal Tee ohne Milch und nur mit aufgeschüttetem heißen Wasser haben – aber ich bekam einfach keinen Tee. Mir begegnete stattdessen ein hilfloses, freundliches Lächeln der alten Inderin, die mich, weil wir beide Englisch sprachen, natürlich verstanden hatte, mir aber trotzdem den Tee nicht reichte. Sie war es gewohnt, so wie es in Indien üblich ist, Tee mit Milch aufzuschütten und zu servieren. Sie konnte, auch wenn sie mich verstanden hatte (»tea with water please and no milk«), dies nicht in eine entsprechende Handlung übertragen. Auch nachdem ich ihr gezeigt hatte, wie eine solche Teezubereitung aussehen könnte, schien sie weiterhin hilflos zu sein. Ich hatte damals den Eindruck, dass sie mir, wenn ich denn eines Tages wiederkäme, erneut Tee mit Milch anbieten würde.

Wie gesagt, ich weiß nicht mehr, wie es anfing. Ich erinnere mich an lose Kontakte zu dem einen oder anderen Chinesen in Deutschland, ohne irgendetwas Näheres damit verbinden zu können. Erwinnere mich aber sehr genau an ein Gespräch mit Fritz B. Simon, der mir im Herbst 2010 riet, ich sollte doch, als Körperpsychotherapeut hätte ich gewiss großes Interesse daran, am Heidelberger DCAP-Kongress »Körper und Psyche« teilnehmen. Dort würde ich bestimmt interessante Anregungen für meine Arbeit bekommen. Dem war auch so. Die Beiträge der chinesischen und deutschen KollegInnen führten wie eine Tour d’Horizon durch

die unterschiedlichen Facetten, Denkmodelle, historischen Bilder und Praxisbeispiele, sodass ich die Überzeugung bekam, dass

- der Körper (als Thema und in der praktischen Arbeit) in China eine lange Tradition hat,
- Menschen in China einen guten Zugang zur Körperarbeit (Therapie) finden könnten,
- gerade der Zugang über den Körper zu den Menschen konkret, direkt, sinnlich erfahrbare und daher anschlussfähig sein müsste,
- Körperpsychotherapie durch ihre Pragmatik, die Unmittelbarkeit des Zugangs sowie den Einbezug von Biografie und Psychodynamik dem Interesse vieler Chinesen entgegenkommen könnte, verstehen zu wollen und gleichzeitig direkt, konkret arbeiten zu können.

Die positive Resonanz auf meinen Kongressbericht im Kollegenkreis bestärkte mich in meinen Vermutungen und erweckte ein verstärktes Interesse an der Arbeit in der DCAP. Dort bekam ich dann die Möglichkeit Mitglied zu werden.

Auf dem Heidelberger Kongress lernte ich zwei Dokumentarfilmer kennen (den deutschen Kameramann Volker Noack und die chinesische Autorin Jia Liu), die in Zusammenarbeit mit der DCAP an einem Film mit dem Titel *Die Seelen heilen* arbeiteten. Die sich später herausbildende Freundschaft zu den beiden, der kollegiale Austausch in der DCAP sowie weitere Kontakte, zum Beispiel zur GDCF (Gesellschaft für Deutsch-Chinesische Freundschaft in Düsseldorf) und verschiedene, interkulturelle »Mitmach-Aktionen« weckten mein Interesse, die Gegensätze, denen ich immer wieder begegnete, zu enträtseln, das geheimnisvoll Anmutende zu erforschen und mich mehr der »interkulturellen Ansteckungsgefahr« auszusetzen.

Sich auf eine solche Reise zu begeben scheint mir auch unter dem Aspekt sinnvoll zu sein, da man über das 1,4 Milliarden Menschen zählende Volk entweder wenig weiß oder nur die üblichen wirtschaftlichen, politischen und systemkritischen Informationen und Kommentare serviert bekommt. Dies alles sind natürlich nur winzige Details, kleinste Ausschnitte aus einem Gefüge von Lebenswelt zwischen Tradition und Moderne. Anfangs glaubte ich noch, dabei war ich wirklich noch sehr blauäugig, das »typische

China« entdecken zu können, wenn ich mich nur näher damit beschäftigen würde. Recht schnell wurde ich jedoch von chinesischen Kollegen, die von meinem Vorhaben gehört hatten, mich mit dem Thema Körpersprache und nonverbale Kommunikation in China befassen zu wollen, ernüchtert. Ohne lange Vorrede, ohne plausible Begründungen, ohne mit dem mahnenden kollektionalen Zeigefinger zu winken, erklärten sie sich bereit, sich mit mir auszutauschen, wenn ich ihre folgenden beiden Auffassungen teilen würde:

1. Es gibt *nicht die* chinesische Körpersprache. Es gibt individuell-persönliche Unterschiede, regionale und kommunale.
2. Sie würden sich mit mir nur austauschen und mich unterstützen, wenn sie denn nur den konkreten (Anwendungs-)Nutzen kennen würden.

Ein wenig kleinlaut registrierte ich ihre kollektional-wohlwollende Warnung, sich von den vermutlich vorhandenen Vorurteilen verabschieden zu müssen. Ein wenig verlegen registrierte ich die Ernüchterung durch unseren Austausch, mein Vorhaben nicht in einen privaten wissenschaftlichen Luxus münden zu lassen.

Spätestens seit meiner Rückkehr aus China weiß ich um die beiden Spannungsfelder, die sich hier auftun:

- China ist China und China ist zugleich so individuell unterschiedlich. China ist so groß, dass man einerseits über *ein* Land, über *eine* Wirtschaft spricht und gar nicht umhinkommt, China als *ein* China zu sehen. Würde man nämlich der Vielfalt von Individualitäten und Unterschieden Rechnung tragen, wüsste man vielleicht gar nicht, womit man beginnen, was man zuerst erzählen sollte, worum es letztendlich geht und wie man, weil es sich ja doch um *ein* Land und *eine* Gesellschaft handelt, auf den Punkt kommen kann (vgl. auch Vor-Urteil im Unterschied zur Vor-Verurteilung).
- Chinesen scheinen kulturell, historisch und konkret »Handwerker«, weniger »Wissenschaftler« zu sein. Sie reden, sie denken, sie reflektieren und doch dreht sich vieles vornehmlich ums Tun. Und darum, wie man am besten von A nach B kommt. So als würde

man reden in Bezug auf das Tun, denken in Bezug auf das Tun und sinnieren in Bezug auf das Tun. Gelegentlich kam ich mir daher mit meiner (insgeheimen) Vorstellung, man müsse doch über das, was passiert, über das, was man meint, und das, was man vorhat, auch ausführlich reflektieren, recht fremd vor. Bin ich es doch wie viele Langnasen gewohnt, mich auch mal »rauszunehmen«, um sich alles von außen anzuschauen, in der Hoffnung, mehr Einblick und Handlungskompetenz zu erlangen.

Mir scheint, dass man in China natürlich auch (nach-)denkt, redet und handelt, reflektiert, sinniert und handelt. Und doch scheint die implizite Methode zu sein: do it, trial and error, copy, experiment, change and do it.

Der chinesisch-stämmige amerikanische Wirtschaftsexperte Yukon Huang (ehemaliger China-Beauftragter der Weltbank) empfahl daher in *China Daily* vom 19. Juli 2013 den Chinesen, sich auf diese kulturelle Agenda zu verlassen, wenn sie überlegen, wie man mit der derzeitigen etwas kriselnden wirtschaftlichen Entwicklung umgehen sollte. Hätte doch diese Agenda jahrtausende alte traditionelle Wurzeln und sie sei eben typisch chinesisch und daher unverzichtbar.

Reisevorbereitungen und »Organisation« als erste China-Erfahrung

Wie bereits erwähnt, erhielt ich eine Einladung zum Psychologen-Kongress. Nachdem der Kontakt, so wie es in China nicht selten üblich ist, durch Kollegen installiert war, kommunizierte ich über Ablauf, die Details, besondere Wünsche und Bedingungen der Reise mit der Assistentin von Fang Xin (PKU). Sie, Huijing Chen, spricht hervorragend Englisch. Wir kommunizierten per E-Mail direkt, verlässlich und kompetent, wie ich es auch bisher im Kollegenkreis kannte. Knapp drei Monate vor dem verabredeten Termin, ich war bereits dabei einen Flug zu buchen, erhielt ich freitags eine E-Mail, in der mir angedeutet wurde, dass ich

doch noch bis zum Wochenanfang mit meinen diesbezüglichen Bemühungen warten sollte. Das *Organisationskomitee* des Kongresses hätte sich in die Planung und Organisation meines Besuchs eingeschaltet. Es gäbe da noch einige Dinge zu regeln. Am Wochenanfang sei aber alles geklärt. Natürlich war ich überrascht, auch ein wenig in Sorge, zumal ich zwischen den Zeilen einen vorsichtigen Unterton herauszuhören meinte, der mich am guten Gelingen der Reise zweifeln ließ. Vielleicht, so beruhigte ich mich, war es aber auch nur die Enttäuschung meiner großen Vorfreude.

Als die Tage ins Land gingen und nach zehn Tagen immer noch keine Antwort vom Organisationskomitee kam, erinnerte ich mich an die vielfach schmunzelnd geschilderten Erzählungen über die Besonderheiten chinesischer Organisation. Meine Zweifel und Sorgen wuchsen. So konnte mich die E-Mail des Chefs des Organisationskomitees schließlich nur leicht beruhigen, auch wenn fast alles beim Alten bleiben sollte. Lediglich ein weiterer Pre-Conference-Workshop wurde von einer ausreichenden Teilnehmerzahl abhängig gemacht.

Die nun folgenden Wochen dienten einer regen, manchmal zeitnahen, manchmal recht schleppenden E-Mail-Kommunikation zwischen dem Organisationskomitee und mir – jeweils kurz und knapp, stets höflich und interessiert an meinem Kommen. Aspekte, Bedingungen und Erwartungen wurden wie auf einem Schachbrett hin und her geschoben. Mal wartete ich sehnsüchtig und merkte, dass die Chinesen am Zug waren, mal übernahm ich den nächsten Zug und wähnte mich auf dem Weg zu einer neuen, nun hoffentlich endgültig klaren Vereinbarung. Vielleicht liegt es daran, dass ich kein geübter Schachspieler bin und auch nicht die rechte Lust dazu habe. Vielleicht liegt es auch einfach an dem Umstand der drängenden Zeit und dem eingengten Zeitfenster, sozusagen auf dem letzten Drücker ein Visum zu beantragen und noch einen günstigen Flug zu bekommen. Vielleicht war mir aber auch nicht die nötige Ruhe, das erforderliche Selbstvertrauen geschenkt, um auf das letztendlich gute Ergebnis zu vertrauen. – Auf jeden Fall wurde ich unmissverständlich auf die Verhältnisse in China vorbereitet.

Schließlich ging doch alles ganz schnell. Visum, Flug, Hotel, meine vorbereiteten Unterlagen für Vortrag und Workshop sowie das erforderliche Päckchen von kollegialen und freundschaftlichen Ratschlägen. Um ehrlich zu sein, war es eine wichtige »lesson learnt«. Durch meine ersten »China-Erfahrungen« erlebte ich mich als ein »Opfer« der chinesischen Weisheit, dass der Weg das Ziel sei. Ach, hätte ich doch auf das Gelingen, das gute Ende vertrauen können. Ach, hätte ich doch gleich von Anfang an die erforderliche Ruhe und das nötige Selbstvertrauen gehabt. Stattdessen befürchtete ich auf dem Weg zu stolpern, den Weg aus den Augen zu verlieren, *mich* aus den Augen zu verlieren und »Opfer meines eigenen inneren Films«, meiner emotionalen Resonanz auf das Geschehen zu werden. Opfer des chinesischen Chaos.

Schon ein wenig misstrauisch, natürlich voller Reiselust und Entdeckerfreude, registrierte ich erleichtert, das Angebot des Organisationskomitees, mich vom Flughafen abholen zu lassen. Die Chaos-Erfahrung während der Reisevorbereitungen, tat ich – wie sich später herausstellte erneut recht blauäugig – als eine für eine solche Reise wohl typische Feuertaufe ab. Jetzt, nachdem ich diese bestanden hatte, erlebte ich mich gestärkt und freute mich auf den Chinesen mit meinem Namensschild am Ausgang des Flughafens.

Jedoch erneut weit gefehlt. Noch recht verschlafen, verließ ich das Flugzeug, um mich an den mir bei meinen bisherigen internationalen Flügen bekannten englischsprachigen Schildern zu orientieren: Exit, Baggage claim, Customs usw. Stattdessen unzählige Schriftzeichen, grelle Werbung und lockende Fotos chinesischer Sehenswürdigkeiten. Wie gesagt, weit gefehlt. Gelegentlich entdeckte ich die erwarteten englischsprachigen Schilder, erlebte mich aber ansonsten einem unüberschaubaren, unenträtselbaren beinahe überflutenden Meer von Schriftzeichen ausgeliefert. In allen Farben, in verschiedenen Größen und gelegentlich ergänzt durch Symbole wie Pfeile, Zahlen oder lateinische Buchstaben. Wie sollte ich mich da orientieren? Wie konnte ich mich da überhaupt orientieren? Zudem erlebte ich mich als Teil einer riesigen Menge von Menschen, die mich

aufzunehmen begann und einfach mitzog. Ich konnte und wollte nicht stehen bleiben. Was hätte ich dann auch tun sollen? Ich konnte bei Fragen, wie sich schnell herausstellte, nicht auf Antwort hoffen. Bestätigten doch die meisten, indem sie mich einfach nur erstaunt anschauten, dass sie der englischen Sprache nicht mächtig waren. Müde, zerschlagen und doch recht aufgewühlt begann ich trotzdem gezielt nach mir bekannten Worten, Symbolen und Zeichen zu suchen, in der Hoffnung, ich würde dort ankommen, wo ich hin wollte. Hingegen sah ich mich genötigt, mich diesem Meer von Schriftzeichen hinzugeben und auszuliefern, in der verzweifelten Hoffnung, diese, die wenigen mir bekannten Worte und Symbole sowie den Menschenfluss zu einem ansatzweise verständlichen Sinnzusammenhang zusammenfügen zu können. Gleichzeitig wollte ich mich natürlich den anderen wenigen Langnasen gegenüber nicht als Neuling in China zu erkennen geben. Als ich in meiner leichten Verzweiflung schließlich doch eine Frau ansprach, in der Hoffnung, sie würde mich lächelnd bei der Hand nehmen, um mich nach draußen zu begleiten, musste ich in englisch fragende und verwirrte Augen schauen. Sie sei auch das erste Mal in Beijing und wüsste auch nicht, wo es hinginge. Schließlich sagte sie mir sichtlich erleichtert auf Deutsch, sie würde aus Herne kommen, sozusagen aus meiner Nachbarschaft. – Ich war erleichtert.

So wie zwei Blinde gemeinsam den Weg suchen, kam es mir vor, als wir uns gegenseitig Mut machend entschieden, *einen* »gewissen« Schritt zu gehen und nicht einen anderen. Wir ahnten, dass wir mit einer bestimmten Schnellbahn fahren müssten, um zum eigentlichen Terminal, zum Ausgang zu gelangen, wussten aber nicht, welchen Zug wir nehmen sollten, welche Haltestelle es sein sollte, ob es vielleicht noch etwas gäbe, auf das wir hätten achten müssen, um wirklich anzukommen. Die Gemeinsamkeit des »Blinden-Langnasen-Handelns« hatte mir inzwischen wieder mehr Selbstvertrauen gegeben. Wir waren im richtigen Zug. Wir wählten die richtige Haltestelle und bis zur Entdeckung unserer Koffer war es nun auch nicht mehr weit.

Die quirlige Menschenmenge strömte durch die elektrische Schiebetür und sollte in den

nächsten Tagen ein ständiger Begleiter sein. Ich erlebte diese Menge inzwischen auch als wohltuend, quirlig, emsig, überhaupt nicht bedrängend, nah, sicher. Aber auch ständig in Bewegung, nie ruhend. Die Menschen waren da, dann weg, einige wieder da. Namenlos. Ich bemühte mich, das Schild mit meinem Namen und dem dazugehörenden Chauffeur doch noch zu entdecken.

Wie gesagt, mein Selbstvertrauen war zurück und natürlich wusste ich, dass ich in China war, blickte aber immer noch, wen wundert's, durch die habituelle Brille der Langnase. Ich sollte abgeholt werden. Ich blickte herum und erwartete jemanden mit einem Namensschild, der mich gleich in Empfang nehmen würde. So, wie ich es gelegentlich bei anderen Einladungen im Ausland erlebt hatte. Meine Blinden-Begleitung, inzwischen fündig geworden, wurde von ihrem Chauffeur zum Wagen begleitet. Derweil wartete ich, wieder allein, ging auf und ab, hin und her, um nicht unnötig als Wartender aufzufallen. Aber wie kann man sich schon als Langnase unter Chinesen verstecken, unsichtbar machen?

Allerdings weckte eine so riesige Menschenmenge, in einem so fremden Land trotz der Unsicherheit schnell meine Neugier. Dies erleichterte mir anfangs noch das Warten, das Warten auf den erhofften und versprochenen chinesischen Chauffeur. Da war aber keiner und es kam auch keiner, kein Chinese mit meinem Namensschild. Niemand, den ich ansprechen und fragen konnte, war da. Die mir zuvor gegebene Telefonnummer, mein letzter Rettungsanker, erwies sich als unbrauchbar. Und ich kam mir verloren vor, wie ein Opfer im Niemandsland.

Ach, so ging es mir durch den Kopf, das hätte ich mir doch denken können. Wie dumm bin ich gewesen, diesem Versprechen zu vertrauen und *keinen Plan B* zu haben. Ich spürte zunehmend einen leichten Ärger, der aber eher ein Ärger auf mich selbst war. Ein Ärger über meinen Langnasen-Habitus. Meine fixierten und fixierenden Langnasen-Erwartungen. Ich spürte den Ärger über die Unbequemlichkeiten, die ich zu fürchten begann, wenn ich mich nun selbst auf die Reise machen musste: Geld wechseln, Taxi suchen, Hotel finden, die Sprache nicht beherrschen, die Schrift nicht lesen können. Ein

Ärger, der mich auf mich selbst zurückgeworfen hatte, auf mich und mein Erleben, mich nämlich unverhofft in gerade *dieser* Lage zu befinden.

Zu Fuß in Alt-Beijing

Die ersten Tage hatte ich bewusst auf eine kultur- und sprachkundige Begleitung verzichtet. Ganz im Sinne der teilnehmenden Beobachtung wollte ich mir Teile der Altstadt von Beijing (das ist der Teil innerhalb des inneren U-Bahn-Rings) erwandern. Einerseits wollte ich kulturelle und traditionelle Sehenswürdigkeiten besuchen, andererseits einen unmittelbaren, sinnlichen und spontanen Eindruck davon gewinnen, wie die Menschen in der Altstadt Beijings so sind. Wie sie in ihren alten Wohnvierteln (Hutongs) leben, wie sie durch die Gassen gehen, wie sie miteinander reden, sich berühren, irgendeiner Betätigung nachgehen usw. Offen also für die unterschiedlichsten, jeweils unerwartet auf mich einströmenden Eindrücke wollte ich sinnlich-erfahrbare Bilder, Bewegungen, Bewegungsabläufe, Gerüche und das vielfältige Stimmengewirr so erfassen, um jedem einzelnen Eindruck, ob bedeutend oder unbedeutend, das konnte ich zu der Zeit natürlich noch gar nicht einschätzen, Raum zu geben, um mir diese Eindrücke bewusst vor Augen zu führen, um die Menschen einfach zu betrachten, um zu staunen, um mich dann im Fluss all dieser Sinneseindrücke treiben zu lassen. Ich erlebte mich dabei eher ausgestattet mit offenen und begierig aufsaugenden kindlichen Seh-, Riech- und Fühlorganen, und begann mich in dieser mir doch so fremden Welt zu orientieren. Ganz im Bestreben, Dinge, gewohnte Wahrnehmungs-, Denk- und Kategorisierungsgewohnheiten hinter mir zu lassen.

Zum Glück verstand ich weder die Sprache, noch konnte ich Englisch oder Deutsch reden. Gelegentlich begegnete mir das eine oder andere englische Wort, wobei es dann eher um die zwischenmenschliche Begegnung ging als um die sprachliche Verständigung. Die Menschen gingen ihrer Wege, blieben bei ihrer Beschäftigung, schauten mich in der Regel nicht an und doch meinte ich einen seltsamen Schleier von hu-

schenden Blicken um mich herum zu spüren. Ich fühlte mich angesehen, auch wenn die Augen in der Regel nicht direkt auf mich gerichtet waren.

Später las ich in einer wissenschaftlichen Untersuchung, dass Chinesen weitaus besser als wir im Westen visuell stark differenziert wahrnehmen können, ohne jemanden direkt zu betrachten.

Zunächst waren es die sich bewegenden Menschenmassen, das Stimmengewirr, die Gerüche und Begegnungsszenen unter Chinesen, denen ich situativ beiwohnen konnte, indem ich einfach stehen blieb und hinschaute. Natürlich war ich ein Fremder, natürlich wurde ich als Langnase gleich gesehen und natürlich fühlte ich mich fremd. Es dauerte nicht lange bis ich eine gute, das heißt pragmatische Orientierung vor Ort hatte. Ich war mir sicher, ich würde dort ankommen, wo ich hin wollte. Ich war mir sicher, dass mir nichts passieren würde und dass ich etwaige Orientierungsschwierigkeiten meistern würde.

Hier einige zufällig ausgewählte Ausschnitte der Begegnung mit den Menschen in Alt-Beijing. Die sich aus diesem Erfahrungsraum ergebenden Überlegungen und Fragen scheinen mir relevant zu sein, um einerseits mehr von der chinesischen Kultur, den Menschen und ihrer Körperlichkeit zu verstehen. Sie dienen andererseits als wichtige Anregung, mich in unserem westlichen Erfahrungsraum neu zu verstehen: meine Arbeit als Körperpsychotherapeut, meine Gewohnheiten der Wahrnehmung und Bewegung, meine Begegnung mit Menschen sowie meine hieraus resultierenden Fragen, Hypothesen und Ideen.

Ich möchte dies in einem Bild auf den Punkt bringen. Als ich mich 1976 auf den Weg nach Indien und Nepal machte, hoffte ich, »weise Menschen« zu treffen, die bildlich gesprochen unter einem großen, mit weit ausladenden Ästen versehenen, uralten Baum sitzend, scheinbar auf mich wartend, mir »den Weg weisen« könnten. – Weit gefehlt. Ich traf keinen dieser »weisen Menschen«. Anfangs noch enttäuscht, spürte ich, dass ich mich selbst im Gepäck hatte und durch die Erfahrung mit mir selbst den erhofften »weisen Weg« fand. Ob er so weise war, wie ich es mir anfangs ausgemalt hatte, sei dahingestellt und der Vorstellungskraft des Lesers überlassen.

Alltags- und Spielfreude

Ganz unverhofft wurde ich Zeuge von heiteren Spiel- und Sportszenen (Kartenspiel, Mah-Jongg, »Fuß-Federball« usw.). Sie waren durch hohes Engagement, besonnene Ruhe und Wachheit oder eine ausgelassene Stimmung gekennzeichnet. Man setzte sich irgendwo hin, an den Wegesrand, auf einen schattigen Platz und spielte. Man stellte sich im Kreis auf und spielte zum Beispiel mit einem Federball-ähnlichen Gebilde, indem man dieses nur mit den Füßen in die Luft schoss, sodass andere ihn auffangen und zu jemand anderem schießen konnten. Dabei überraschte mich außerordentlich die Eleganz und Leichtigkeit der Bewegung. Die heitere Freude und die Unbeschwertheit im zwischenmenschlichen Ausdruck spiegelten eine vitale Körperlichkeit wider, die ich sonst, wenn Menschen einfach so über die Straße gehen, nicht wahrnehmen, noch mir überhaupt vorstellen konnte, dass es sie geben könnte. Im Übrigen fiel der Federball nur selten zu Boden – ich hätte das so nicht geschafft.

Alt und Jung

Mehrfach sah ich alte Menschen im Rollstuhl vor einem Haus sitzen, die durch Jüngere gepflegt und unterhalten wurden. Einige dieser alten und oftmals sehr krank aussehenden Menschen schienen diese zugewandte Aufmerksamkeit zu genießen. Sie schienen auch um die Wiederholung solcher Gesten zu wissen. Die Jüngeren scheuten offensichtlich nicht die unbequem wirkenden Handgriffe und Tätigkeiten wie zum Beispiel das Waschen schmutziger Füße oder die wiederholte Hinwendung, wenn es nicht so klappte, wie gedacht. Es war Alltag für sie. Andere Alte wiederum reagierten nur noch mit leerem Blick, wirkten antriebslos und abwesend. Dies tat der Hinwendung durch die Jüngeren jedoch keinen Abbruch. Vieles wirkte routiniert, wie eine Tätigkeit, die »man eben so macht«. Und doch hatte ich stets den Eindruck von einer gewissen Ruhe und Akzeptanz den alten Menschen gegenüber, die ich so nicht vermutet hatte.

Laut und leise

Wenn Menschen miteinander sprachen, war es entweder ruhig und »normal« für mein europäisches Ohr *oder* aber laut, impulsiv und es wirkte aggressiv. Gerade diese enorme akustische Diskrepanz überraschte mich und weckte in mir eine »erlaubte angenehme Teilhabe« beim Hören ruhiger Stimmen und eine eher Unwohlsein verströmende Zurückweisung, wenn ich wegen der spontan ausgedrückten, impulsiven und sehr laute Art zu reden erschrocken oder überrascht reagierte. Diese Lautstärke, so wirkte es auf mich, schien aggressiv zu sein, aggressiv mit einem zurückweisenden, gefährlichen Unterton. (Auch wenn ich bei näherem Hinsehen, Hinhören keine Anzeichen von »böser« Aggressivität vernahm.) Im Laufe der Tage begann ich daher zu vermuten, dass man eher »normal«, zurückgenommen und ruhig spricht, wenn man sich im allgemeinen, gesellschaftlichen Raum oder in hierarchischen Beziehungen befindet. Wird jedoch der sehr persönliche und intime Raum betreten, scheint sich dies auch in der Intensität der Lautstärke auszudrücken. In diesem Raum redet man laut und leise, je nachdem. Ein solcher intimer, »privater« Raum entstand auch dann, wenn jemand in der Menschenmenge spontan mit jemandem telefonierte. Oftmals brüllte derjenige dann derart in sein Smartphone, dass einem angst und bange wurde. Gerade diese Erfahrung ließ mich einen engen Zusammenhang zwischen räumlichem, persönlich erlebtem und gemeinsam mit anderen ausgefülltem Raum vermuten. Einen Zusammenhang, der grundsätzlich anders gestaltet, ausgeprägt und gefärbt ist als bei uns.

Kommunikation im Raum und zwischen den Räumen

Gleich am zweiten Abend konnte ich das Zusammenspiel zwischen laut und leise, Nähe und Distanz, eigenem und fremdem Raum in einem mongolischen Restaurant erneut erkunden. Mich hatte die Möglichkeit gereizt, einen mongolischen Hotpot zu kosten, ohne natürlich genau zu wissen, wie man diesen essen müsste. Ich vertraute also auf die Bilder in der Speisekarte,

auf meine Finger und Hände, die schließlich auf das begehrenswerte Essen zeigten und auf das gute Gelingen der spontanen, nonverbalen Kommunikation in einer fremden Kultur.

So nahm mich die Bedienung auch gleich bei der Hand und bereitete, ohne dass ich darum hätte fragen können, die für den Hotpot erforderlichen Utensilien vor, und zeigte mir direkt und praktisch, was ich zu tun hätte, um satt zu werden. Da konnte nichts mehr schiefgehen. Im Übrigen, der Hotpot ist sehr empfehlenswert, weil delikat.

Derweil wurde ich von allen Tischen aus beäugt und begutachtet. Wenn ich mich recht erinnere, saßen nur Männer in dem Restaurant, jeweils zu mehreren an einem Tisch, teilweise mit blankem Oberkörper. Dabei lachten sie, redeten sehr laut und schienen durch mich als Langnase angeregt, noch engagierter und noch lauter zu sprechen. Sie verhielten sich so, als wären sie zu Hause, an ihrem eigenen Tisch. Ich bemerkte jedoch keinen nennenswerten Austausch zwischen den Menschen an dem einen Tisch und den Menschen an den anderen Tischen. Jeder saß für sich, gemeinsam in »seinem öffentlichen Zuhause«, fühlte sich augenscheinlich auch so und redete entsprechend laut, wie er es zu Hause wohl tun würde.

Zu Hause in der Menge. In China sind die realen »Zuhause« in den Hutongs ganz nah, Tür an Tür. Die Männer schienen dies im Restaurant auch so zu leben, intim in der Öffentlichkeit. Intim und ungestört, und obwohl sie laut waren, störten sie andere nicht. Ich fragte mich, wie die Menschen in den Hutongs wohl miteinander klarkämen, wenn es so laut zugeht, so derbe, so aggressiv wirkend, so intim und doch gleichzeitig so voneinander getrennt. Ich hätte gewiss so meine Schwierigkeiten dabei.

Die Menschen lachten mich derweil weiterhin freundlich an, grüßten mich, zumindest interpretierte ich ihre Gesten als Gruß. So wie ich es oft in Asien erlebt habe, schaute man mir auf die Finger, wollte man doch genau mitbekommen, was eine Langnase so tut, wie sie Dinge, die einem Chinesen vertraut sind, bewerkstelligt (zum Glück, dachte ich, bin ich bewandert im Essen mit Stäbchen). Sie blickten mich dabei so unmissverständlich direkt, intim, freundlich

und auffordernd an, dass ich gar nicht anders konnte, als mich wohlzufühlen. Sie schienen bei mir zu sein, in *meinem* Intimraum, obwohl sie den faktischen Abstand zwischen unseren Tischen klar respektierten. Ich erinnerte mich an frühere Gefühle von Peinlichkeit, wenn ich so angesehen wurde. Jetzt hingegen genoss ich die soziale Vereinnahmung und begann mich schon nach wenigen Stunden in Beijing zu Hause und wohlzufühlen.

Das Dilemma der Vor-Urteile

Vorurteile begleiten einen, bevor man überhaupt den ersten Fuß ins Land gesetzt hat. Zu meiner Überraschung fiel es mir recht schnell wie Schuppen von den Augen, dass ich nämlich beispielsweise nicht die große Langnase unter den zahllosen, gesichtslosen kleinen Chinesen war. Hatte ich doch zum Beispiel in der U-Bahn damit gerechnet, die meisten Chinesen einfach »überblicken« zu können, im wahrsten Sinne des Wortes, nämlich real, faktisch durch meine Körpergröße und im übertragenen Sinne durch genügend Vorurteile, wie der Chineser wohl sei.

Faktisch erlebte ich mich hingegen oft körperlich auf Durchschnittsgröße reduziert. Das war auch gut so. Gab mir diese Erfahrung doch die Möglichkeit, den Vorteil der relativen kulturellen Unwissenheit zu pflegen: einfach hinschauen, hinhören, riechen, einfach wahrnehmen und einfach da sein.

Das war allerdings gelegentlich alles andere als einfach. Beijing ist nicht China, ein Chineser ist nicht wie der andere und es gibt eine solche wunderbare Vielfalt scharfkantig geschnittener, mystisch dreinblickender, regungslos scheinender, apathisch wirkender oder charmant lächelnder chinesischer Gesichter – ganz zu schweigen von den Augen-Blicken, den Augen und den hierdurch jedes Mal so wunderbar aufs Neue gefühlten Blicken. Diesen Blicken, die in ihrer magischen Wirkung aus den von mir als so faszinierend mystisch wahrgenommenen Augen zu erwachsen schienen. Diese Blicke, die mich stets zur Rückschau veranlassten. Ich »musste« zurückschauen, ich musste die Menschen anschauen und ich erlebte jeden Blick, jedes dieser

so seltsam anmutenden Augenpaare als Verführung auch in mich selbst zurückzublicken, in der unstillbaren Hoffnung sowie Gewissheit, das in mir gespürte Echo könne mir Wegweiser sein. Ein Wegweiser wohin?

Lautloses Flanieren

Es ist stets ein vortrefflicher Genuss, dem abendlichen Flanieren der Chinesen an den Seen in der Nähe des Kaiserpalasts beizuwohnen. Am Wochenende ist ganz Beijing unterwegs. Besonders beliebt sind die historischen kulturellen Orte, die Seen und die Parks. Die Uferpromenaden und die unzähligen Restaurationen. Ganz ruhig, wie von unsichtbarer Hand gelenkt, lassen die Menschen sich treiben. Immer ist dort etwas los. Unspektakulär, heiter fröhlich, unmerklich betriebsam.

Chinesen lieben es offensichtlich, in kleinen Booten die Seen zu bevölkern. Schaut man von Ferne, wird die Sicht gar durch leichten Dunst verwischt, gleiten diese Boote Schwänen gleich ganz still über das Wasser. Dieses lautlose Durcheinander, dieses Gewirr von sich farbig voneinander abhebenden Tretbooten, wodurch unauffällig die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Bootsverleih betont wird, scheint wie durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden zu sein. Wie gesagt – lautlos.

Die Menschen gehen friedlich, so als wären sie immer schon da und als würden sie am kommenden Tag auch wieder dort sein. Sie sind wie ein Teil der Natur und die Natur erfreut sich ihrer betriebsamen Stille, der stets innewohnenden unsichtbaren Bewegung, indem sie diesen Menschen Raum gibt und sich der Gemeinsamkeit sicher ist.

Kurzzeit-Ethnologie

Während meiner Indonesien-Reise 1979 lernte ich auf einer der Sunda-Inseln eine französische Ethnologin kennen. Sie hatte dort zwei Jahre gelebt, um einen Teil der Insel zu erforschen: die Lebensgewohnheiten, die Sprache, die Kultur, die Beziehungsgestaltung. Ich war damals der Erste, mit dem sie nach zwei Jahren wieder in ihrer

Muttersprache sprechen konnte. Wenn es denn möglich gewesen wäre. Sie war derart umfassend in die Inselkultur »eingestiegen«, dass sie sich nur noch rudimentär in ihrer eigenen Muttersprache verständigen konnte. Sie sagte, dass dies erforderlich gewesen sei, um ihrem ethnologischen Selbstverständnis gerecht zu werden, und um der anderen Kultur gerecht zu werden.

Natürlich steht es mir nicht zu, mich mit einem derart anspruchsvollen und engagierten Unterfangen zu vergleichen, doch kam ich mir szenisch gelegentlich wie ein »kleiner Ethnologe« vor. Ging es mir doch um eine hautnahe Erfahrung von zufällig entdeckten und spontan erlebten Erfahrungsräumen, um einen vorsichtigen, wenn auch zufälligen, Einblick in die Art der Lebensbewältigung und Beziehungsgestaltung zu gewinnen.

»Wenn wir entdecken wollen, was den Menschen ausmacht, können wir das nur finden, in dem, was die Menschen sind: Und was die Menschen sind, ist höchst unterschiedlich. Indem wir die Verschiedenheiten verstehen – ihr Ausmaß, ihre Natur, ihre Basis und Implikationen – können wir ein Konzept der menschlichen Natur erstellen, mehr ein statistischer Schatten, als ein primitivistischer Traum, das beides beinhaltet: Substanz und Wahrheit« (Geertz 1973).

»Von unten«, »von innen«, »im Zwischenraum«

In diesem Sinne versuchte ich den »Blickwinkel von unten« zu nutzen, um mein erstes Verständnis zu gewinnen. »Von unten« meint, dass ich mich beispielsweise zu Fuß auf den Weg gemacht habe. »Von unten« meint aber auch, nicht gleich alles mithilfe eines Übersetzers zu versprachlichen, und es meint, dass ich meine herkömmlichen Denkkategorien zu vernachlässigen hatte.

Ich habe auch die Perspektive »von innen« gewählt, indem ich mich auf meine eigene Wahrnehmung, die atmosphärische Erfahrung sowie auf die von mir vermutete »innere Wirklichkeit« der Menschen, denen ich begegnete, zu stützen versuchte.

Schließlich wählte ich auch die Perspektive des »Zwischenraums«, indem ich das Fremde zu erkunden begann, dabei wach für das Echo in meinem eigenen Inneren war und in dem Zwischenraum im Sinne eines »Grenzziehungsprozesses zwischen dem Eigenen und dem Fremden« (Devreux 1978).

Es gelingt am besten, das Leben in einer solchen Situation, in einer solchen Kultur zu erfassen, wenn man sich einem Verstehen des Alltags zuwendet. Unverzichtbar war und ist mir die Teilnahme, die Teilhabe und die Augenzeugenschaft vor Ort. Um den Alltag kennenlernen zu können, um das Fremde und das Eigene zunächst noch phänomenologisch zu benennen und erste Anregungen für weitergehende Fragestellungen zu finden, bedarf es eines kommunikationsgeleiteten Vorgehens. Natürlich ist diese Vorgehensweise zeitaufwendig, ebenso wie andere qualitative methodische Schritte. In Erweiterung zur herkömmlichen ethnologischen Forschung, die sich speziell auf die in der jeweiligen Kultur gesprochene Sprache bezieht, ging es mir vornehmlich um die *Körpersprache*, die nonverbale Kommunikation, und das, was dort passiert und wie es dort passiert.

Im Orientierungsvakuum

Woran sollte und konnte ich mich orientieren? Wie würde ich alte Orientierungen verlieren? Wie würde ich mit einem Orientierungsvakuum klarkommen und wie sollte ich eine Neuorientierung in Bezug auf die chinesische Kultur entdecken? Wie würde es mir gehen, so hatte ich mich bereits vor meiner Abreise gefragt, wenn ich gerade zu Anfang, als ich durch Alt-Beijing ging, nur mich selbst, mein Selbst-Feedback hätte? So merkte ich, dass ich manchmal Deutsch weiterredete, manchmal Englisch, ohne mich natürlich sprachlich, faktisch-konkret verständigen zu können (im Grunde genommen sprach niemand Englisch). Wenn ich Chinesen sprachlich so begegnete, beschränkt auf einige wenige Worte, die sowieso nicht verstanden wurden, reduzierten die Chinesen offensichtlich ebenso wie ich ihre verbale Kommunikation auf minimale Bruchstücke, auf Wiederholungen, vornehmlich aber auf freundliche Gesten.

So wie wahrscheinlich auch andere in einer ähnlichen Situation reagierte ich zunächst aus meinem mir vertrauten Sprach-Habitus heraus, der mir natürlich, allein durch das Hören meiner eigenen Stimme und das Spüren körperlicher Resonanz, Sicherheit gab. Die »Brücken-Sprache« diente, und so erlebte ich die englischen Worte, die sowohl für die Chinesen als auch für mich Fremdsprache waren, nicht als Unterstützung.

Einverleibt durch die Menschenmenge

Natürlich machte ich mir meine Gedanken und interpretierte die vielfältigen Signale. Natürlich suchte ich Halt an meinen Vor-Urteilen und an meinem Vor-Wissen. Beschränkte ich mich aber, und das war mein explizites Vorhaben, auf die beobachtbaren, ehrfahrbaren und phänomenologischen Details bei den Menschen, kam ich mir wegen dieser »Beschränkung« anfangs wie verloren vor. Dies verstärkte sich in Menschenmengen, die mich ungefragt einverlebten und denen ich in der Regel nicht entgegen konnte. Meine Beobachterposition, die einzunehmen mein ursprüngliches Ansinnen war, musste ich notgedrungen gegen eine willkürliche Ansammlung von Detailwahrnehmungen eintauschen. Ich überließ mich dem Fluss der Menschen, die in der Menge selbst natürlich schnell wieder ihre Individualität zu verlieren begannen. Ich schaute hin und konnte einen flüchtigen Eindruck erhaschen. Indem sich meine Augen hin und her bewegten, von Detail zu Detail, von Person zu Person, verlor ich diese Individualitäten schnell wieder aus dem Auge. Wie von selbst schienen sie mir im Fluss der Bewegung der Menschenmenge abhandengekommen zu sein.

Opfer meiner eigenen Erwartungen

Anfangs rettete ich mich noch durch die Erinnerung an meine Bilder von China, die ich zu Hause in mein Reisegepäck gelegt hatte, um mich relativ schnell meiner Überraschung hinzugeben, wie wichtig es doch ist, gerade diesen Bildern eine geringere Beachtung zu schenken.

Wahrscheinlich ist es die subtile und sensorische Spannung, das Hin- und Hergerissensein zwischen Wahrnehmung, dem Sich-Einlassen auf die jeweilige Situation und dem Griff nach den alten Interpretationsmustern. Hielt ich beispielsweise zu stark an ihnen fest, schränkte sich automatisch meine Wahrnehmung ein und ich erlebte mich emotional blockiert, was bedeutete, dass ich auf einmal einen für die Situation völlig unpassenden Ärger auf die Kultur empfand. Hier ein Beispiel: Auf der Suche nach einer Bank, um Geld zu wechseln (und das ist gewiss nicht einfach in Beijing), wurde ich hin- und hergeschickt. Ich rannte herum, folgte den jeweiligen Empfehlungen, stolperte über meine eigene Interpretation des Geschehens und die Unwissenheit des ortsunkundigen Fremden, um schließlich nach gut einer Stunde des Herumirrens doch noch eine Bank zu finden.

Auf dem Rückweg, erlebte ich mich aber nicht mehr als Opfer meiner eigenen Erwartungen und inneren Rigidität, das alles nämlich so laufen müsse, wie ich mir das vorgestellt habe. Derart erleichtert, öffnete sich zum Glück wieder mein Wahrnehmungssensorium. Emotional ging mir alles viel leichter von der Hand. Räumlich verschwanden auf einmal völlig überraschend die großen Distanzen. Und motivational freute ich mich wieder auf das, was mir begegnen würde.

Die Bedeutung des körperinneren Sensoriums

Dies war und ist nun eine meiner ersten und wichtigsten Erfahrungen und neuen Erkenntnisse: Beim Betreten einer fremden Kultur und der spontanen und überraschenden Begegnung mit den Menschen, wähnte ich mich als körperpsychotherapeutischer Ethnologe gut ausgestattet mit einem differenzierten, funktionierenden und kritischen Wahrnehmungsapparat sowie der entsprechenden sensorischen Offenheit für das Neue, das Fremde. So ausgestattet, hoffte ich keine übermäßige Anleihe an meinem bisherigen Orientierungsapparat machen zu müssen. Weit gefehlt. Ich erlebte unmissverständlich und stets aufs Neue, dass es so nicht funktionierte. Mir wurde klar, wie essentiell wichtig es ist, sich zunächst

mit der Art der Wahrnehmung, dem Wie der neuen Wahrnehmung auseinanderzusetzen, um die Grundausrüstung und einen tragfähigen Erfahrungsboden zu entwickeln, der gewissermaßen das Handwerkszeug bietet, sehen, hören, riechen und berühren zu können. Und um Menschen zu begegnen und mit ihnen, und das war ja mein eigentliches Anliegen als Körperpsychotherapeut, später entsprechend arbeiten zu können.

Die Erforschung des körperinneren, körper-eigenen Sensoriums und die Regulierung der sensorischen Wahrnehmung überhaupt gelingt – das ist meine feste Überzeugung – schließlich nur im Austausch mit jemandem aus der fremden Kultur. Mir gelang es natürlich nur ansatzweise, war ich doch nur kurze Zeit in Beijing, in Begleitung meiner chinesischen Kollegin Huijing Chen.

»Vielleicht-Kommunikation«

Eine typische Erfahrung, die ich bereits hier in Deutschland mit Chinesen machte, ist der Ausdruck von Zustimmung und Ablehnung, von »Ja« und »Nein«. Immer wieder bin ich über meine Fehleinschätzung gestolpert, wenn ich in einer von mir als Zustimmung erlebten Situation mit einem für mich völlig überraschenden Abbruch, Unterbrechung oder Stimmungswandel konfrontiert wurde. Anfangs versuchte ich noch an meiner anfänglichen Einschätzung festzuhalten, wurde aber durch die Entschiedenheit und Klarheit des »chinesischen Neins« auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. Später spürte ich einen Ärger, wenn mir dies begegnete. Etwaige gewiss wohlmeinende Erläuterungen, ich sollte das nicht persönlich nehmen, Chinesen seien eben so, konnten mich damals nicht beruhigen. Manchmal ist das auch heute noch so.

Bei meinem Besuch in Beijing begegnete mir schließlich ein für uns im Westen ganz unvertrautes Kommunikations- und Beziehungsverhalten. Chinesen haben offensichtlich Schwierigkeiten – die Beschreibung der Hintergründe würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen – ein klares »Ja« oder »Nein« auszudrücken. Chinesen bewegen sich offensichtlich eher in einer »Vielleicht-Kommunikation«, in der es auf die Wahrnehmung, Einschätzung und Reaktion, auf

die hoch differenzierten Unterschiede des jeweiligen »Ja« und »Nein« ankommt. Diese aber zu registrieren, zu verstehen und sich bewusst zu machen, bedarf es schon einiger Erfahrung im jeweiligen kulturellen Raum. Dies stellt natürlich eine anspruchsvolle Herausforderung meines Wahrnehmungsapparats, meiner sensorischen Wahrnehmung dar. Wie kann ich für mich, so meine erste Vorab-Erkenntnis, dieses hoch komplizierte Ausdrucksgebilde erleben, erfassen und bedienen, das ich als »Vielleicht-Kommunikation« bezeichnet habe. Wie kann ich, ohne mir mein körpereigenes Sensorium und die hierauf aufbauende Wahrnehmung in Bezug auf die neue, fremde Kultur vertraut zu machen, die feinsten, vor allem auch körperlich ausgedrückten Nuancen sowie die entsprechenden verbalen Verknüpfungen situations- und beziehungsentsprechend erfassen?

Bislang habe ich mit »Ja« und »Nein« entsprechende emotionale Zustände des Erlebens verknüpft, entweder Zustimmung oder Ablehnung, entweder Hin- oder Abwendung usw. Wie sollte ich aber, so fragte ich mich, in der chinesischen Kultur noch völlig hilflos, die vielschichtigen emotionalen Verästelungen der »Vielleicht-Kommunikation« begreifen? Mutet mir doch sonst das »Vielleicht« wie ein emotionsreduzierter, vager oder »emotionsloser« Raum an. Im Unterschied zu meiner bisherigen Erfahrung in meiner Kultur spielt in der »Vielleicht-Kommunikation« ein Großteil der Kommunikations- und Beziehungsmusik in das Repertoire, die relevante Orchestrierung und notwendige Choreographie zu beherrschen, erfordert offensichtlich schon eine gehörige Portion Demut von mir als einem mit der chinesischen Kultur nicht vertrauten Menschen.

Hermeneutische Körpererfahrung

Mich zu Fuß durch Alt-Beijing zu bewegen sowie mich auf dem Kongress und in den kollegialen Gesprächen auszutauschen ermöglichte mir ganz vielschichtige körperbezogene Eindrücke und in der praktischen Arbeit exemplarisch auch Begegnung durch Berührung.

Hierdurch eröffnete sich mir ein Erfahrungsreichtum, den ich noch jetzt, Monate danach, nicht gänzlich erfasst habe. Dieser Erfahrungsraum birgt, wie ich finde, einen kostbaren Schatz an beobachtbaren und beschreibbaren Phänomenen und Szenen, eine multi-modale Möglichkeit der Teilhabe, der Einschätzung und der Einflussnahme, die ich an dieser Stelle nur vage andeuten kann. In einem weiteren Beitrag werde ich mich gezielt auf die, wie ich es nennen möchte, »hermeneutische Körpererfahrung« beziehen (Ricœur 1972; Lessing 1998). Im Folgenden führe ich einige Beispiele an.

Abrupte Unterbrechung der Kommunikation

Mimik, Bewegung, Stimme und Reaktion können sich in bestimmten Situationen ganz abrupt wandeln und gestalten. Völlig überraschend, völlig unerwartet können Chinesen auch ganz impulsiv, stimmlich extrem laut oder mimisch fast verzerrt auftreten oder reagieren. Beinahe erschrocken hierüber und mich gelegentlich als »bösen Verursacher« wähnend, wurde mir bald klar, dass diese Art des Ausdrucks oftmals typisch ist und nicht unbedingt etwas mit mir zu tun haben muss. Wie aus dem Nichts auftauchend erscheint der Ausdruck, um dann auch ebenso schnell wieder zu verschwinden.

Manchmal hatte ich den Eindruck, ich sei über irgendeine mir unbekannte Grenze geschritten oder jemand würde durch die überraschende Impulsivität das Gewicht seiner ganzen Persönlichkeit in den jeweiligen Ausdruck legen. Oder aber man sei sich so nah, dass man in diesem Moment zum vertrauten »kommunikativen Innenraum« der jeweiligen Person gehören würde, zu seinem Intimbereich, so als sei man »Seinesgleichen«.

Dies kann aber auch ein Ausdruck von Hilflosigkeit, Ohnmacht und Scham in einer Situation sein, wenn sich jemand plötzlich und überraschend angesprochen oder gar »belästigt« fühlt. Dann erlebe ich die Heftigkeit schon als Ausdruck einer ungefilterten Aggressivität, die gewiss dem Erleben von Gesichtsverlust entspringt. So geschehen, als ich beispielsweise eine Serviererin um eine Quittung bat oder in ihrem Beisein das Wechselgeld nachzählen wollte.

Sprachkultur oder Persönlichkeitsstruktur?

Ich verstehe kein Chinesisch und werde es wahrscheinlich auch nicht mehr in meinem Leben schaffen, diese Sprache zu beherrschen. Also lauschte ich oftmals angeregt und genussvoll dem (emotionalen) Klang der Sprache, der Klangmelodie, der Stimmführung und dem jeweiligen Stimmvolumen. Auch wenn es sehr viele unterschiedliche Sprachen und Dialekte in China gibt, fielen mir beispielsweise gurgelnde Laute auf, die mir wie ein Wohlklang in plastischer Erinnerung blieben. Ebenso die zurückgenommene Bewegung des Unterkiefers beim Sprechen. Belassen wir es bei diesen zwei Beobachtungen.

Im ersten Fall, so vermute ich, kommt es zu einer erhöhten Bewegung, Stimulation des gesamten Kehlkopfbereichs. Als ich selbst solche Gurgellaute ausprobierte, bemerkte ich, wie gut sich dies in der Kehle anfühlt. Ich schlussfolgerte also, dass es bei diesen Menschen wohl weniger (chronische) Verspannungen in besagtem Bereich des Körpers geben würde. Ganz im Unterschied zur deutschen Sprache, die doch eher im vorderen Mundraum gebildet wird, während der Kehlkopf nur mittelbar bewegt wird.

Das Sprechen mit gebremster Kieferbewegung, also durch einen fast geschlossenen Mund, ist vielfach zu beobachten. Besonders im öffentlichen Raum, wie mir gesagt wurde, sei alles sprachlich bedingt üblich. Dann redet man auch leiser als im privaten Raum oder unter Seinesgleichen. Insoweit ist diese Art der Kieferbewegung körperlicher Ausdruck der chinesischen Sprachkultur und natürlich auch Ausdruck von (chronischer) Verspannung. Denn so zu reden gelingt nur mit angespannten Kiefermuskeln.

Warum berichte ich diese Beispiele? Wenn dieses Ausdrucksverhalten Kultur- und Sprachbedingt ist, können die damit verknüpften (chronischen) Verspannung nicht primär, wie es beispielsweise in der Körperpsychotherapie im Westen angenommen wird, als Ausdruck der Persönlichkeits- oder Charakterstruktur angesehen werden. In China redet man so. Wenn man als Chineser so redet, ist dies also

weniger ein Persönlichkeits-, sondern eher ein Kulturmerkmal. Ebenso verhält es sich mit den Gurgellauten und wahrscheinlich noch mit vielen anderen Aspekten.

Wie aber sollte ich mit Chinesen daran körperbezogen arbeiten, mit welcher Indikation, mit welchem Ziel, wenn doch der angespannte Kiefermuskel Teil der Sprachkultur und weniger Merkmal der Persönlichkeit ist? Wie könnte ich körperbezogen mit der Persönlichkeitsstruktur, dem jeweiligen körperlichen Ausdrucksmuster – vor dem Hintergrund der chinesischen Kultur – arbeiten? Und was hieße das umgekehrt für unsere Kultur?

Ganz verwirrend wird es, wenn ich mich an private Gespräche und solche im »personeneigenen« Raum der jeweiligen Person erinnere, oder aber wenn sich für mich nicht erkennbar das Bezugssystem geändert hatte. Konnten doch dieselben Personen ganz unvermittelt, laut reden, mit geöffnetem Mund und lockeren Kiefermuskeln.

Als Körperpsychotherapeut praktisch mit Chinesen zu arbeiten ist sicherlich eine spannende entdeckungsreiche Erfahrung, gilt es doch konzeptionell und konkret auf die jeweilige Person bezogen zwischen persönlicher Körpersprache, sprachlich bedingter Körpersprache und kulturell-gesellschaftlicher Körpersprache zu unterscheiden. Auf eine dringend erforderliche Diskussion der Indikation, körperbezogen zu arbeiten, kann ich an dieser Stelle leider nicht eingehen.

Durch Augen-Blicke berührt

Überall habe ich überraschende körperliche Berührungsszenen miterleben dürfen, Szenen, die im Westen eher selten sind. So gibt es ganz ungeschminkt direkte oder verschämte und doch unübersehbare Augen-Blicke, wenn man sich zum Beispiel in der U-Bahn gegenübersteht, aneinander vorbeigeht oder sich für einen Moment einfach anschaut. Auch wenn man sich sonst fremd ist und Sekunden später aus den Augen verliert, treffen sich die Blicke derart offen und wohlwollend, neugierig, sodass ich es vielfach als einen tatsächlich und bereichernden, interessanten Kontakt erlebt habe, als einen

direkten und spürbaren Kontakt. Die meisten Blickkontakte in der Menschenmenge sonst blieben anonym, weil ich mich nicht traute, länger hinzuschauen. erinnerte ich mich doch an eins meiner Vor-Urteile, Chinesen vermeiden Blickkontakt. Anonym auch, weil Chinesen Blickkontakt tatsächlich vermeiden. Aus den Augenwinkeln aber die Existenz von Langnasen sehr wohl registrieren.

Und auch sonst berührt

Nicht so oft und doch schon bemerkenswert erinnere ich äußerst intime Berührungen zwischen Menschen. Ich denke beispielsweise an zwei junge Frauen, die in der U-Bahn sitzend, fast Gesicht an Gesicht miteinander leise flüsterten. Oder es sah zumindest aus wie flüstern. Dabei spielten ihre Finger vorsichtig und zart miteinander. Und doch wirkten die Berührungen wie getrennt voneinander. Die berührende Begegnung der Gesichter schien getrennt von dem zarten und liebevollen Fingerspiel zu sein.

Ohne mich eingeladen zu haben, schienen die beiden Frauen um meinem Blick zu wissen. Weder störten sie sich daran, noch gaben mir zu verstehen, dass ich sie störte. Andere schauten ähnlich wie ich hin. Teilhabend und doch teilnahmslos, das heißt unbeteiligt.

Ich erlebte diese Szenerie wie eine simultan gelingende nonverbale Kommunikation auf vier Ebenen: 1. *Gesicht an Gesicht*, um sich bewusst etwas mitzuteilen, 2. ein aus den Tiefen des Unbewussten entspringendes liebevolles *Fingerspiel*, 3. meine ungefragte und doch erlaubte *Teilhabe am Intimraum* dieser beiden Frauen sowie 4. die unspektakuläre Wahrnehmung dieser Intimbeziehung durch die anderen Fahrgäste *im öffentlichen Raum*.

Wie von alleine bewegt

Öfter als bei uns registrierte ich teilautonome Bewegungen oder Übersprungshandlungen bei Chinesen. Manche wackeln einfach, oftmals recht lange, wie durch einen geheimen Mechanismus angetrieben ständig mit den Beinen

oder einem Fuß oder zucken mit irgendeinem Körperteil, ohne dies zu verbergen. Sie schienen sich dessen gar nicht bewusst zu sein und ich hatte den Eindruck, das wenn man sie darauf ansprechen würde, sie ahnungslos dreinschauen würden, so als wäre ihnen nichts davon bewusst.

Zufällige Facetten von Körper und Kontext

Meine Reise nach Beijing sollte mir einen Zugang zu den Kollegen dort ermöglichen. Bestand mein ursprüngliches Interesse noch in der Präsentation einiger meiner Konzepte und Erfahrungen zum Zwecke eines kollegialen Austauschs, erweiterte sich mein Interesse dahingehend *selbst* mehr über Chinesen und ihren Körper zu erfahren. Anfangs noch bezogen auf die »Prüfung« möglicher (körper-)psychotherapeutischer Zugänge.

Mein favorisierter Zugang zum Thema, mich im übertragenen und konkreten Sinne zu Fuß auf diese Reise zu begeben, hatte mir mehr als das übliche, eher touristische Erstaunen ermöglicht. Ein Erstaunen, das mich meine wunden Füße vergessen ließ, das mich, mehr als bekömmlich, bei größter Hitze, nämlich um die 40 Grad tagsüber, von morgens bis abends durch Alt-Beijing hat laufen lassen. Ein Erstaunen, das all meine Sinne erfasste, ein Erstaunen, das mir auch ganz überraschende und unverhoffte Perspektiven eröffnete.

Im Wesentlichen sind das für einen Körperpsychotherapeuten aus dem Westen eher unübliche Perspektiven wie Einfluss von Klima, Stadtarchitektur, (Verkehrs-)Logistik, die der Mauern (und hiermit meine ich nicht nur die berühmte Große Mauer), besondere sprachliche Attribuierungen von irgendwelchen Bezeichnungen und Aussagen, Sauberkeit im Stadtbild sowie Funktion von chinesischer Aussprache und Schriftzeichen/Kalligrafie. Leider kann ich nur auf einige dieser Aspekte verweisen. Auf einige Erfahrungen, die mir spannende und völlig unverhoffte Zugänge zum »chinesischen Körper« (den es natürlich nicht gibt) ermöglichte.

Mein Erstaunen bezieht sich auch auf die neuen Fragen sowie Hypothesen, auf die ich

gestoßen bin. Neue Fragen in Bezug auf Perspektiven, die ich mir Zuhause in der Regel nicht stelle, weil mir einfach diese Art der ethnologischen oder hermeneutischen Erfahrung fehlt oder weil ich sie aufgrund von rationalen Überlegungen, vertrauten Konzepten, Alltagsroutinen verschlossen oder für unwichtig erklärt habe. Hier einige der Überlegungen:

- Es gibt eine persönliche Körpersprache, eine sprach-kulturelle und gesellschaftlich-kulturelle Körpersprache.
- Es gibt ein deutlich erfahrbares Zusammenspiel von Architektur, Verkehr und Logistik sowie Bewegungsverhalten der Menschen. Dies hat die Funktion, die Menschenmenge, den Menschen- und Verkehrsfluss wirkungsvoll zu steuern (bei 1,4 Milliarden Menschen scheint dies auch unumgänglich zu sein). Dies hat Auswirkungen auf das verinnerlichte Bewegungsverhalten der Menschen. (Man könnte fast vermuten, dass so gesteuerte Menschen sich auch – zumindest im öffentlichen Raum – körperlich zurücknehmen. Dies entspräche auch einer situativen Selbst-Beschränkung.)
- Es gibt ein im Vergleich zum Westen unterschiedliches Verständnis von Wandel (Change). Es ist offensichtlich weniger sachrational oder persönlich-intentional bedingt als durch die Bezugnahme auf das konkrete Leben in Natur und Alltag. Hier ein Beispiel: Die Gebäude des Kaiserpalasts waren aus Holz. Sie brannten daher mehrfach ab und wurden wieder aufgebaut. Dies schien zum Lauf der Welt zu gehören. Dies half wahrscheinlich auch, ein Bewusstsein von Wandel zu prägen, was da heißen könnte: Aufbau, Zerstörung und Wiederaufbau sind der Lauf der Welt. Dieses Bewusstsein entspricht vielfach nicht dem Bewusstsein im Westen.
- Es gibt meines Erachtens vier Arten von Mauern in China. Mauern sind offensichtlich ein kultur- und gesellschaftsprägendes Element:
 - Natürlich die Große Mauer, die der Verteidigung des Reiches diente,
 - dann die Mauer um die Verbotene Stadt, die dem Schutz der Kaiserfamilie und dem Herrscher diente,

- die Mauern um die Hutongs teilten die jeweiligen persönlich-intimen, privat-familiären, gemeinschaftsbezogenen und öffentlichen Räume voneinander ab,
- das »ummauerte Ich« schließlich diente der »Verbiegung« der Persönlichkeit, reduzierte den individuellen Ausdruck, damit die Gesellschaft so funktionieren kann, wie sie über Jahrtausende funktioniert hat.
- Es gibt eine klare und deutlich wahrnehmbare Abgrenzung durch diese Mauern, die in der Regel unhinterfragt akzeptiert oder respektiert wird. Man weiß genau, in welchem gesellschaftlichen oder hierarchischen Raum man sich befindet und kann sich ganz spontan entsprechend multimodal einstellen. Im gesamten Selbst-Ausdruck. Im eigenen, privaten, intimen, persönlichen Raum kann man sich völlig anders verhalten als in den anderen Räumen. Auf jeden Fall, so habe ich es vielfach erleben können, sehr emotional, sehr impulsiv, sehr ausdrucksstark. Ganz im Unterschied zu anderen, vor allem zum öffentlichen Raum.

Abschiedsschmerz zwischen den Kulturen

Ich hätte gewiss noch mehr schreiben können. Das geht aber an dieser Stelle nicht. Zum Schluss liegt es mir daher besonders am Herzen, zu betonen, dass interkulturelle und transkulturelle Erfahrung stets auch eine Erfahrung von Zwischenräumen ist. Von Zwischenräumen, in denen das Alte nicht mehr gilt und hilft, keine hinreichende Orientierung mehr gibt und das Neue, da noch nicht genügend erfahren, fremd ist, also noch keine Orientierung darstellt. Ganz im Sinne der transkulturellen Erfahrung bin ich gerade dann auf mich selbst zurückgeworfen, auf die in mir geweckten Resonanzphänomene und Echoeffekte. Sich in diesem Bereich vertrauter zu fühlen, stellt meines Erachtens eine wichtige Kompetenz dar, um sich auf fremde Kulturen einzulassen, ihnen mit der nötigen kindlichen Neugier, der notwendigen Professio-

nalität, aber auch dem erforderlichen Respekt begegnen zu können und dabei sich selbst *und* seiner eigenen Kultur treu zu bleiben, während man gleichzeitig genügend Anschlussfähigkeit hinsichtlich der neuen Kultur, hier China entwickelt und einen entsprechenden Respekt lebt. In diesem Spannungsfeld bietet man, ausgestattet mit einem ähnlichen Anliegen wie bei mir seine »Langnasen«-Kompetenz an. Dort wird sie kulturell auf die Probe gestellt, während ich selbst, gerade zu Anfang, noch nicht abschätzen kann, wo die Reise hinführen wird und wo wir landen werden.

Solche Kultur-Erfahrung ist auch in unseren Breiten, im Westen möglich. Und es ist oftmals so, dass nicht der/das Fremde fremd ist, sondern ich fremd bin.

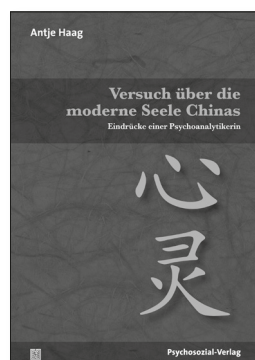
Literatur

- Devreux, G. (1978): Ethnopsychanalyse. Die komplementaristische Methode in der Wissenschaft vom Menschen. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Geertz, C. (1973): The Interpretation of Cultures. Selected Essays. New York (Basic Books).
- Linck, G. (2011): Leib oder Körper. Mensch, Welt und Leben in der chinesischen Philosophie. Neue Phänomenologie Bd. 16. Freiburg, München (Karl Alber).
- Lessing, H.-U. (1998): Hermeneutik der Sinne. Freiburg, München (Karl Alber).
- Ricœur, P. (1972): Der Text als Modell: Hermeneutisches Verstehen. In: Brühl, Walter L. (Hg.): Verstehende Soziologie. München (Nymphenburger), S. 252–283.

 Psychosozial-Verlag

Antje Haag

Versuch über die moderne Seele Chinas



2. Aufl. 2012 · 155 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-2147-2

»Antje Haag hat ein wichtiges Buch geschrieben, das jedem Chinainteressierten und -wissenschaftler einen neuen Blick auf einen bisher im klinischen Bereich abgeschotteten und hoch tabuisierten, aber immer bedeutsamer werdenden Aspekt des chinesischen Transformationsprozesses ermöglicht.«

Sascha Klotzbu über in Psyche, Juli 2012

»Ihr Buch besticht durch die lebendige Schilderung von Fallbeispielen, die den Leser unmittelbar berühren und in die komplizierten Verhältnisse innerpsychischer Strukturbildung bei heutigen Chinesen einführen.«

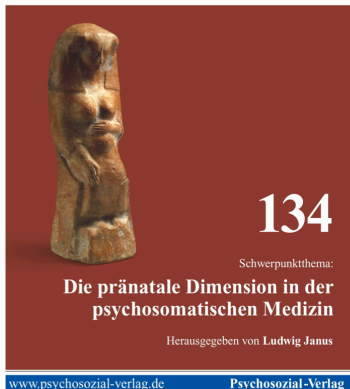
Alfred Gerlach im Ärzteblatt PP, Juli 2012

Seit der Gründung der Volksrepublik erlebte China dramatische Umwälzungen. Antje Haag reflektiert ihre Erfahrungen und die Möglichkeiten der Psychoanalyse in der traditionell konfuzianisch geprägten Gesellschaft.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 06 41 - 96 99 78-18
Fax 06 41-96 99 78-19 · www.psychosozial-verlag.de
bestellung@psychosozial-verlag.de



Herausgegeben von Hellmut Becker †, Berlin; Dieter Beckmann †, Gießen; Iring Fetscher, Frankfurt; Hannes Friedrich, Göttingen; Albrecht Kahl, Gießen; Ansgar Overbeck, Frankfurt; Hans-Eberhard Richter †, Gießen; Hans Sroetka †, Wien; Andreas Uchtermann, Zürich; Eberhard Uch, Zürich; Jörg Wels, Zürich; Hans-Nigel Wyth, Gießen; Jürgen Zinner, Berlin



Schwerpunktthema:

Die pränatale Dimension in der psychosomatischen Medizin

Herausgegeben von Ludwig Janus

www.psychosozial-verlag.de

Psychosozial-Verlag

Janus, Ludwig (Hg.)

(36. Jg., Nr. 134, 2013, Heft IV)

Seit Langem gibt es in der Psychotherapie Beobachtungen zu den lebensgeschichtlichen Auswirkungen vorgeburtlicher und geburtlicher Erfahrungen und Belastungen. Sie stammen zunächst aus dem Bereich der Psychoanalyse, etwa von Otto Rank (1924). Zeitbedingt wurde diesen Erkenntnissen jedoch kaum beachtet. In der Folge waren es einzelne Pioniere am Rande des wissenschaftlichen Feldes – z.B. N. Fodor, R.D. Laing, F. Lake, S. Grof, A. Janov oder W. Hollweg – die die Erforschung der lebensgeschichtlichen Bedeutung von Schwangerschaft und Geburt vorangetrieben haben.

Mit Beiträgen zum Themenschwerpunkt von U. Auhagen-Stephanos, S. Hildebrandt, B. Jakel, K. Käppeli, R. Linder, O. Lubetzky, F. Renggli, W. Schüffel, B.R.H. Van den Bergh & R. Verdult sowie mit freien Beiträgen von E. Modena, E. Rass, U. Sollmann & H.-J. Wirth

Sie können auf folgenden Wegen bestellen:
Im Internet unter www.psychosozial-verlag.de,
per E-Mail an bestellung@psychosozial-verlag.de,
per Fax an **06 41/96 99 78 19**,
telefonisch unter **06 41/96 99 78 18**
oder per Post an untenstehende Adresse.
(Unsere Bücher erhalten Sie selbstverständlich auch in Ihrer Buchhandlung.)

Psychosozial-Verlag

Bestellcoupon